

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 8 (1904)

Artikel: Die Frau Gräfin

Autor: Kaiser, Isabelle

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573312>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

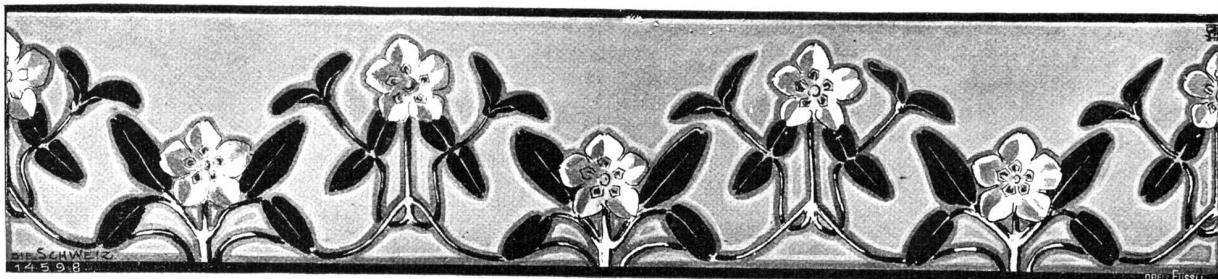
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Immergrün. Kopfleiste von Anna Stauffacher, St. Gallen.

Die frau Gräfin.

Novellette von Isabelle Kaiser, Beckenried.

(Nach einer wahren Begebenheit).

Es war Empfangsabend beim regierenden Fürsten, auf seinem Jagdschloß zu Friedberg.

Im großen Saal des Erdgeschosses prasselte schon helles Tannenfeuer im monumentalen Kamin; aber durch die weitgeöffneten Bogenfenster drangen die frische Blüte der herbstlichen Mondnacht und das Rauschen der bairischen Wälder lockend herein.

Nach einem ermüdenden Jagdtag wäre die Unterhaltung im kleinen gewählten Kreise, der sich um Seine Durchlaucht drängte, ungezwungen und heiter geworden, ohne den eisigen Hauch, der oft wie von einem Gletscherfim vom Prinzen ausging und auf alle Gespräche erstarrend wirkte.

Der alternde, leicht fröstelnde Fürst, der sich lässig in einem hohen Stuhl aus Hirschgeweih zurücklehnte, hatte das blutlose Herrengesicht eines seit undenklichen Zeiten regierenden Geschlechts. Über den bläsiert heruntergezogenen Mundwinkeln und der unduldsamen Stirn schwiebte die Ironie des Menschenkenners und -verächters.

Nur seine tiefblickenden Augen waren von einem merkwürdigen naiven Blau geblieben und oft von einem sonnigen Geist durchleuchtet, der von seinem starren Wesen seltsam genug abstach.

Er galt als ein Sonderling und war einsam geblieben.

Er zeichnete Frauen so selten aus, daß alle es als eine besondere Kunst ansahen, wenn er lächelte oder gnädig die Fingerspitzen reichte.

Es lag etwas Souveränes und Tonangebendes in seinen Urteilen: sein Tadel wirkte wie ein fallendes Beil und sein Lob wie Höhenwind.

Seine Haltung verriet innerliche Müdigkeit, als er dem konventionellen Geplauder der ihn umschwärmenden Damen mit abwesender Miene lauschte. Wenn die Stimmen ruhten, horchte er nach dem Park: man vernahm das Zirpen der Grillen in den Stoppelfeldern und das Fluten der Donau . . . Seine Nasenflügel bebten, als witterten sie Natur, und er sog gierig den würzigen Schollengeruch ein.

Man erwartete noch Gäste.

Das Souper war erst auf elf Uhr angekündigt.

Als der Diener die Flügeltür geräuschlos aufstieß und meldete: „Graf und Gräfin von Alteneck!“ blickten alle erwartungsvoll auf. Selbst des Fürsten Gesicht wies einen leisen Ausdruck von Spannung auf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es war das erste Erscheinen des Grafen von Alteneck nach langjähriger Verschollenheit, und die tollsten, unwahrscheinlichsten Gerüchte kreisten um seine Gestalt . . . Er hatte sich inzwischen vermählt, niemand kannte seine Gattin; aber jedermann munkelte über ihre Herkunft.

Sie lebten außerst zurückgezogen auf ihrem Gut zu Alteneck. Nur auf ausdrücklichen Wunsch Seiner Durchlaucht führte Graf von Alteneck heute seine Gemahlin im kleinen Hofkreis ein.

Es war schwer, ein ungleicheres Paar zu finden als die beiden Menschen, die nun, stillschweigend begrüßt, eintraten.

Der königliche Kämmerer Maximilian von Alteneck war eine hagere Neckengestalt mit scharfen, vornehmen Zügen. Das ergraute Haar trug er kurz geschnitten, und über die Stirn zog sich eine tiefe Narbe bis zum Hinterkopf.

Die Augen der Frauen ruhten mit Wohlgefallen und heimlichem Bedauern auf dem schönen Mann mit der „ordinären“ Frau, die ihm zur Seite ging.

Sie war mittelgroß, starknochig und plump. Das schwere, glanzlose Haar trug sie nach bairischer Art glattgescheitelt und in Böpfen um ihr Haupt gewunden. Das seidene Kleid umpannte eng die drallen Formen und sah wie eine Verkleidung aus.

Diese Frau schien überall besser am Platz zu sein als in einem fürstlichen Raum. Man sah sie unwillkürlich mit aufgestülpten Ärmeln am schäumenden Waschtrog stehen oder inmitten einer Schar ungezogener Kinder: da mußte ihre derbe Frische wohltuend wirken.

Der Kreis, der sie unbarmherzig musterte, sah nicht die von gesundem Menschenverstand blitzenden Augen und die in allen Grübchen des breiten Gesichts nistende Güte; alle lasen nur den auf der stumpfen Nase und der niedrigen Stirn mit unverkennbaren Zügen geschriebenen Geburtsschein: „Plebejisch!“

Nur einen Zug hatten die zwei aus grundverschiedener Umgebung stammenden Menschen gemein: das ruhige glückliche Strahlen, das von ihrem Wesen ausging.

Sie trat vor, knickste und sagte treuherzig, mit lauter Stimme: „I dank auch schön für die Ehr . . . Herr Fürst . . . Mei Mann hat mir alleweil gesagt, daß wir jo 'en guten Landesherrn han . . . Und unser jüngster Bub heißt auch Ludwig-Ferdinand . . . von wegen Ihna . . .“

Sie blickte rasch und ängstlich zu ihrem Gatten empor: Hatte sie wieder was Unge schicktes gesagt? Sie hatte ihn, ehe sie kamen, wohl gebeten, ihr behilflich zu sein; er jedoch hatte geantwortet: „Sei, wie du bist, Anne-Marie!“

Jetzt lächelte er ihr gutmütig zu; als er aber den unverhohlenen Spott auf allen Gesichtern bemerkte und die herablassende Gebärde des Fürsten, der sie wortlos entließ, da glühte seine Stirnmarbe wie Blut.

Er bezwang sich. Was ging ihm das Urteil dieser Puppen und Gecken über seine Gefährtin an?

Er beugte sich zu ihr und sagte mit liebevoller Stimme: „Komm, Anne-Marie; ich möchte dir noch den Park und die Treibhäuser zeigen, es sind prächtige Exemplare von Eichen und Magnolien da . . .“

Niemand hielt sie zurück.

Sie traten in die blaue Nacht hinaus.

Berduszte Stille herrschte sekundenlang im Saal.

Dann hob der Fürst leicht die Achseln und flüsterte zwischen den Lippen, mit grausamer Schärfe: „Lächerlich!“

Es wirkte wie ein Signal, ein hezender Pfiff! Wie eine Meute über das wehrlose, verurteilte Wild, so stürzten die Frauen über das unschöne Weib her.

Unterdrücktes Keichern wurde laut, erregte Ausrufe. „Unglaublich!“ äußerte sich die Baronin Godin.

„Auch gar keine Façon!“ warf eine andere ein.

„Nicht ein Zoll von einer Dame!“

„Pöbelhaftes Wesen!“ schloß gering schäzig die alte Exzellenz von Brückner.

„Armer Alteneck, damals ein glänzender Kavalier! . . . Und sieht dabei noch unverschämt zufrieden aus!“

„Abgefeimte Person! Hat ihn zu Kapern verstanden!“

Major Xylander lachte kurz auf, und wie ein heller Hornstoß im Jagdgemechel klang sein Wort: „Und mir gefällt sie trotz alledem, meine Damen!“

Entrüstete Protestrufe erschallten.

„Tja . . . De gustibus . . .“ warf Kommerzienrat von Braun beschwichtigend ein.

„O, Major belieben zu scherzen!“ riefen die hübschen Frauen.

Xylander war Altenecks Freund und der erklärte Liebling des Fürsten. Sein trockener Humor und seine paradoxe Art, mit einem grundlautern Wesen gepaart, wirkten erfrischend auf ihn ein.

„Aber so eine Mesalliance!“ rief vorwurfsvoll die Generalin von Drff.

„Wieso, wenn ich bitten darf?“ fragt der Major kurz.

„Nun, sie ist doch keine Geborene!“ sagte die Generalin, eine geborene Freiin von Persfall.

„Pardon! Wohl geboren ist sie . . .“ scherzte Xylander.

„Ach, ich meine doch Hochgeboren!“

„Auch das, gnädige Frau: in einem Bergdorf, fünfzehnhundert Meter über Meer, wenn ich nicht irre . . .“

„Ach, Sie Spatzvogel! Wie hieß denn Ihre Schutzbeohlene?“

„Anne-Marie Scholastika Hösl!“ sprach Xylander ernst und gewichtig, als zähle er Titel und Orden einer Fürstin auf.

Spöttisches Gelächter erscholl.

„Hösl . . . Shocking!“ licherte die kleine von Hofstätter.

Ein belustigter Zug huschte über Seiner Durchlaucht Gesicht.

„Na, hoffähig ist sie nicht, mein bester Major!“ warf eine Dame ein.

„Hem, es kommt ganz darauf an, wie man's versteht . . . Sie sollten diese Frau auf ihres Gatten Hof sehen, da stellt sie ihren ganzen Mann und sprudelt förmlich von praktischen Fähigkeiten . . .“

„Nun, sie schlägt nicht aus der Art . . . Eltern waren wohl Bauern, was?“

„Nein, Kuhhirten, gnädige Frau!“ verbesserte der Major gelassen.

„Na, und das nennen Sie keine Mesalliance!“

„Pardon, das habe ich nicht behauptet! Ich meine nur, wenn durchaus von Mesalliance die Rede sein soll, so war sie jedenfalls nicht auf Seiten des Grafen von Alteneck!“

„O, o, o, das heißt denn doch, das Paradoxe auf die äußerste Spitze treiben!“

„Ich stehe aber voll und ganz zu meiner Behauptung, meine Gnädigen.“

„Das wird ja förmlich interessant! Beweise, Beweise . . .“

Alles drängte sich im Kreis um den Major.

Er wandte sich Seiner Durchlaucht zu: „Darf ich eine kleine Erzählung bringen? Werde mich möglichst kurz fassen.“

„Ich bitte!“ sagte der Fürst, das Antlitz mit seltsam gespanntem Ausdruck dem Redner zugekehrt.

Stille herrschte.

Aus den geheimnisvollen Tiefen des Parks hörte man den Stromwind rauschen . . .

„Meine Geschichte klingt beinahe wie ein Märchen und ist doch wahr wie das tägliche Leben. Sie beginnt am Sedantag, als dreizehnzigtausend Männer tot und verwundet auf den Hängen von Illy und Floing lagen und Bazeilles in Flammen stand.

Als die Ambulanz kam, fand sie einen Mann, von den Hyänen des Schlachtfeldes völlig ausgeraubt und nackt . . . Pardon, meine Damen, er war wirklich splitternackt und nur bedeckt . . . mit Wunden.

Im Lazarett lag er Wochenlang bewußtlos. Er erwachte langsam zum Leben; doch der Geist blieb in Halbschlummer gehüllt. Seit dem Augenblick, wo ein Säbelhieb oder ein Pferdehuf ihn auf die Walstatt niederschreckte, war sein Gedächtnis völlig erloschen. Er war kaum redefähig; doch, was er sprach, klang deutsch. Er wußte weder Namen noch Heimat. Dämmerung schwelte über seiner ganzen Vergangenheit. Nur eine Nummer stand ob seinem Lager. Die Kameraden tauften ihn den ‚stilren Wilhelm‘, weil er so duldsam und schweigsam verblieb.

Ein Leidensgenosse, ein schlichter Handwerker, erbarmte sich seiner, als er hilf- und mittellos aus dem Spital entlassen wurde, und hieß ihn mitkommen in sein Dorf.

Wilhelm folgte ihm, zufrieden, wenn er nur etwas zu essen und eine Schlafstelle bekam.

Sein Brotherr — wir wollen ihn Meister Flachs nennen — war Maurer und fand in ihm einen fleißigen Handlanger, soweit es sich um maschinennäßige Beschäftigung handelte. Bei Neubauten trug er Ziegel und

Zementsteine, stieg die Gerüste auf und ab mit seiner Last, solange der Tag währete, glücklich, wenn zum Befreiungsbrot des Meisters Tochter, die Salome, ihm lächelnd einen Teller Suppe, die sie selbst gekocht, und ein Glas Most zuschob.

Sie hatte sich von der ersten Stunde an des großen hilflosen Mannes mit dem verträumten Wesen angenommen. Sie sorgte für ihn wie für ein unmündiges Kind, flickte seine Wäsche, nähte ihm Kleider, und wenn er krank war, was öfters geschah, da er kein wetterharter Geselle war, pflegte sie ihn schwesterlich.

Es fehlte der Salome wahrlich nicht an Bewerbern; sie war in ihrem Kreise tüchtig und beliebt wie eine kleine Persönlichkeit.

Das gab nun ein Staunen und Schelten, ein Händezusammenklagen und „Mater Dei!“-Ausrufen unter den Gewatterinnen, als das Mädel alle Freier ausschlug und still mit dem „stille Wilhelm“ zur Kirche ging.

War die Salome über Nacht toll geworden? Der Lindenwirt wäre so 'ne gute Partie gewesen, und da nimmt sie den heimatlosen Tölpel, der nicht einmal einen ehrlichen Namen besaß und nicht genug verdiente, um sein eigenes Leben elend zu fristen!

„Ne, so 'ne Mesalliance!“

Die allgemeine Entrüstung rüttelte an der Tatsache nichts: Salome ward die Frau des stillen Wilhelm. Auf alle Fragen hat sie ruhig geantwortet: „Er braucht mi halt, de Willem ... und die andern nit!“

Es lag bei all ihrer Jugend etwas Mütterliches in ihrer sorglichen Liebe zum hilflosen Mann. Bei der Trauung wurde ihm der Name seiner Frau zugesprochen. In jenen Kriegszeiten nahm man es mit den Schriften nicht so genau: es handelte sich hier um einen ganz absonderlichen Fall.

Der alte Meister Flachs, wütend über die Mißheirat seiner Tochter, hat sie von sich gewiesen, versöhnte sich jedoch nachträglich wieder mit ihr.

Einige Jahre vergingen. Der „stille Wilhelm“ trug tagaus, tagein seine Ziegel; die Salome gab ihm Kinder und verdiente mit ihren schaffigen Armen den ganzen Unterhalt der Familie ...

Nun, meine Gnädigen,“ unterbrach sich Major Xylander, „es wäre wohl sehr rührend und sehr prosaisch so weiter gegangen ... in Ewigkeit, Amen! ... wenn nicht eine plötzliche Begebenheit die ganze Sachlage umgestürzt hätte.

An einem stürmischen Wintertag ging Willem mit seiner Steinlast auf einem hohen Gerüst. Wind und Regen tobten. Alle andern Arbeiter hatten sich unter Dach geflüchtet, nur der stille Taglöhner ging noch seinen automatischen Gang zwischen Himmel und Erde.

Da kam die Salome, um ihm das Mittagsbrot zu bringen, und wie sie den armen sturmgepeitschten Mann erblickte, rief sie in heller Sorge: „Willem, Willem, um Gottes Wille, komm herunter ...“

In jähem Schreck ging ein Ruck durch den Körper des Mannes, er blickte hinab, wie erwachend, lief verwirrt weiter, glittschte aus auf dem feuchten, schmalen Steg und stürzte, daß sein Kopf auf dem Pflaster hart aufschlug.

Er wurde ins Krankenhaus der Hauptstadt verbracht, wo er wochenlang zwischen Leben und Tod schwiebte.

Die Salome kam oft und brachte das eine oder andere Kind mit.

Im Dorf beglückwünschte man sie schon unverhohlen zum nahen Ende ihres Mannes. „Eine wahre Erlösung!“ sagten die Leute mitleidig.

Nur sie wollte nicht daran glauben, daß ihr „stiller Wilhelm“ noch stiller werden könnte.

Als sie eines Tages wieder im Spital vorsprach, fand sie das Lager ihres Mannes leer. Wie sie bestürzt nach ihm fragt, sagt ein Wärter mit so seltsam respektvollem Ton: „Dem Herrn sei ein besseres Los zugefallen, man habe ihn in ein Zimmer erster Klasse transportiert“, daß die Salome in mystischem Sinn nur „Herr“ und „besseres Los“ hörte und darunter „Gotteswill“ und „himmlische Seligkeit“ verstand.

Sie verlangte zu ihm geführt zu werden. Man wies sie in die Abteilung der reichen Patienten. Auf ihr Klopfen trat ein alter vornehmer Herr heraus und erklärte kurz, sein Sohn ruhe und sei nicht zu sprechen.

Die Salome knickte und bat, sie wolle ja nicht zum Sohn des gnädigen Herrn, sondern zu ihrem Mann, dem Willem Hösl.

Der Herr wollte sie mit einem Almosen abfertigen, als aus dem Zimmer eine Stimme erscholl: „Vater, laß sie herein! Es ist das gute Weib des ehemaligen Wilhelm Hösl.“

Mit einem wilden Freudentauffrei eilte die Frau auf den Wiedergewonnenen und sank vor seinem Bett in die Knie: „Och Gott, mei Gott, wie dank ich dir schön!“ rief sie schluchzend und lachend.

Doch als sie die Hände hob, um den Mann zu umfassen, verwandelte sich ihr Ausdruck jählings, und sie wich zurück in demütiger Haltung und fassungslosem Staunen.

Ne, das war ihr armer gutmütiger Willem nicht: der Mann trug ja Spitzewäsche, in seinen Augen brannte ein Licht, das früher niemals glühte. Energischer Wille und Lebensfreudigkeit prägten sich in die einst so schlaffen Züge. Neben ihm stand ein Diener, und der „stille Wilhelm“ erteilte Befehle mit klangvoller herrischer Stimme und lachte, daß alle Zähne blitzten, als sein pausbackiger Bub, der Sepherl, sich an den Rock der zurückweichenden Mutter klammernd heulte: „De Vata is nimmer de Vata, er is ausgewechselt worden ...“

Was war inzwischen geschehen?

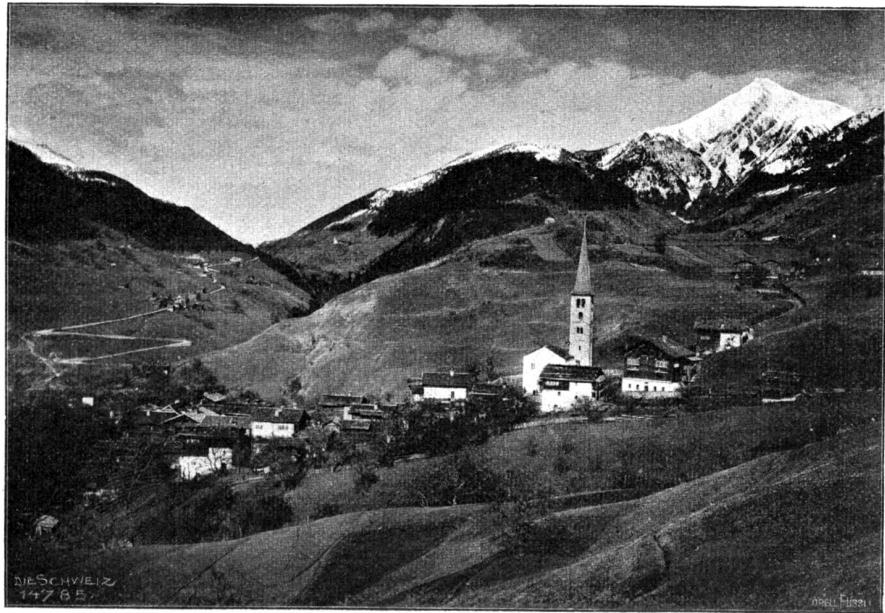
Als der „stille Wilhelm“ aus der Lethargie, die seinem Sturz vom Gerüst folgte, erwacht war, ließ er die Blicke verwundert umherirren ... Wo lag er? Er erinnerte sich genau, auf dem Schlachtfeld von Sedan gefallen zu sein, als der Sieg der Deutschen schon entschieden war ... Wie lange hatte er hier gelegen? Wochen oder Monate? ... Und wie sehr ängstigte sich wohl sein Vater um ihn ...

Er bat um Papier und Tinte und setzte ein Telegramm auf:

An den Grafen Heinrich von Altenek. Auf Schloß Altenek, Baiern.

Tags darauf ist der alte Graf ans Lager des längst totgemeldeten Sohnes geeilt.

Erst als er den Namen „Wilhelm Hösl“, unter dem er im Spitalbuch eingetragen war, wieder hörte und



Grengiols im Oberwallis (Bezirk Nyon); links die Furkstrasse.

sein Vater sich nach seinem Leben in den verflossenen Jahren erkundigte, tauchte plötzlich, wie ödes Felsenland aus dem Nebel, seine schlummernde Erinnerung als Lastträger des Maurermeisters wieder auf, und Salomes werktätige Liebe, die ihn vom Untergang beschützte, strahlte aus dem Dunkel.

Ohne ihren Mitleidsruf am Wintertag wäre er wohl nie mehr zum geistigen Leben erwacht.

Die Aerzte erklärten den seltenen physiologischen Fall: Was der Hieb auf dem Schlachtfeld im Gehirn verrückt hatte, machte der Sturz vom Gerüst gleichsam wieder gut.

.... Was sich zwischen den Gatten noch zutrug,

hat man nie recht erfahren. Man weiß nur, daß das erste Wort, das Salome, die wir wieder mit ihrem wahren Namen Anne-Marie nennen wollen, sprach, als sie den Wandel der Dinge erfuhr, war: „Nun, brauchst du mich nicht mehr, Willem, adjes!“

„Ja, meine Gnädigen,“ schloß nun Major Axlander leichthin seine Erzählung, „hätte der Graf Maximilian von Alteneck sein plebeijisches Weib Anne-Marie Hösl, die Retterin seines leiblichen und geistigen Menschen in den Jahren der Not, von sich gewiesen, als das Leben wieder golden strahlte, er hätte sich die Demütigung des heutigen Abends erspart . . .“

* * *

Eine schwere Stille herrschte.

Nur das Rauschen der bairischen Wälder und der Atem der Nacht strichen durch die Bogenfenster . . .

Da ertönte das Signal zum Beginn des Soupers.

Gruppenweise strömten die Gäste aus dem Spielraum und aus dem Park herbei. Als Maximilian von Alteneck mit seiner Frau am Arm bläß, aber ruhig plaudernd erschien, wandten sich wieder alle Blicke dem ungleichen Paar zu. Seine Durchlaucht, der regierende Fürst, trat auf Anne-Marie, geborene Hösl, zu, bot ihr den Arm und fragt laut, mit dem sonnig huldvollsten Lächeln: „Frau Gräfin, wollen Sie mir die Ehre erweisen?“

Casanova in der Schweiz.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Nachdem Casanova in Lausanne noch die reizende Dubois einem Gatten zugeführt hatte, reiste er endlich nach dem ersehnten Genf, wo er am 20. August 1760 in der „Wage“ abstieg. Nachdem er schnell einige Privatbekanntschaften gemacht hatte, so mit einem Geistlichen, dessen Richter in theologischen Fragen glänzte und später noch eine tödliche Episode in Casanovas Leben bilden sollte, besuchte er vorerst den Herrn Villars-Chaudieu, wo sich die Theologin ebenfalls geistreich produzierte. Der Due de Villars, Gouverneur der Provence, war der verworfene Sohn des berühmten Marschalls, der einerseits nach Genf gekommen war, um Voltaire zu sehen, anderseits wohl auch, um seinen wurmstichigen Leib dem berühmten Tronchin anzuvertrauen. Villars ist es auch, der Casanova bei Voltaire aufführt.

Voltaire, den deutschen Barbaren entronnen und mit seinen sechzig Jahren stets voll Todessgedanken, hatte sich, um auch dem berühmten Genfer Aesopulap Tronchin näher zu sein, bei Genf angekauft, um dort wahrhaft einen Hof zu halten, wo sich tout le monde drängte, da noch dazu „die zwei oder drei Löcher unter der Erde, die ein Philosoph haben muß, um sich gegen die Hunde zu schützen“, an der großen Heerstraße des Fremdenverkehrs lagen. Die „drei Löcher“ hießen: Ferney, Tournay und Delices bei Genf und waren prächtig eingerichtete Schlösser. In Delices nun besuchte Casanova mit Villars am 22. August 1760 den großen Schriftsteller. Wir wissen, daß

Villars von Voltaire allerdings an diesem Tag erwartet wurde; aber der Schriftsteller meldet dessen Ankunft erst unter dem 20. September und erwähnt den Gast später noch bis in den Oktober hinein. Außerdem sind Briefe von Voltaire da, wie einer an den Signor Capacelli vom 5. September 1760, worin er schreibt, daß er seit vierzehn Tagen bettlägerig sei; also könnte er Casanova um diese Zeit nicht empfangen haben. Da nun Zweifler an der Wahrheit Casanovas hier Gründe finden könnten, daß erstens Casanova nicht mit Villars gemeinsam bei Voltaire gewesen sein, zweitens, daß er um diese Zeit überhaupt nicht dort empfangen werden konnte, so dürfen wir dem entgegensetzen, daß die Berichte Voltaires von seiner schlechten Gesundheit stets übertrieben waren; übrigens berichtet Casanova selbst, daß Voltaire sich nach dem Essen wegen Unwohlseins zurückzog. Auch möchte sich wohl der alte Casanova um ein paar Tage im Kalender geirrt haben. Gegner, die behaupten, Casanova habe die Ereignisse in Delices geschickt aus den damals längst erschienenen Werken Voltaires zusammengetellt, muß man antworten, daß er dann sicher die Chronologie nicht außer acht gelassen hätte. Wir glauben der Briefstelle vom 5. September 1760: «Je suis dans mon lit depuis quinze jours» nicht so großen Ernst beilegen zu können, daß nicht Voltaire auch an diesen Tagen sich für wenige Stunden erhoben hätte, um Gäste zu empfangen. Voltaire erwähnt allerdings Casanova nirgends in seinen Schriften, und wir müssen